

## 1.

Es war einer der typischen Abende an Fisherman's Wharf, dem alten Fischereihafen in San Francisco. Touristen flanierten durch die Einkaufspassagen und stöberten in den Auslagen der Geschäfte nach Souvenirs und ausgeflippten Klamotten oder sie saßen auf den Treppen und lauschten einer Musikgruppe, die mit Reggae-Klängen karibische Stimmung verbreitete.

Robert Otis saß etwas abseits von den Musikern auf der Terrasse eines Restaurants und ließ sich, wie die vielen anderen Menschen um ihn herum, von den rhythmischen Klängen der Fasstrommeln verzaubern. Die Musiker bewegten sich so geschmeidig, als würden ihre Körper mit den Klangwellen verschmelzen. Unwillkürlich standen Robert wieder die glücklichen Momente vor Augen, die er mit Julia in dieser Stadt erleben durfte. Er sah sie nicht nur, er *spürte* sie körperlich derart intensiv, dass ihn ein Schauer durchlief. Hier an Fisherman's Wharf, nicht weit von der Stelle, an der er jetzt saß, befand sich das kleine Restaurant, in dem sie Stunden damit verbracht hatten, Zukunftspläne zu schmieden. Vermutlich hatte schon damals dieselbe Gruppe gespielt und mit ihrer unverwechselbaren Musik pure Lebensfreude auf die Zuhörer übertragen.

Julia und Robert hatten damals ihre Flitterwochen in der Stadt am Goldenen Tor verbracht. Wenn sie nicht, losgelöst von den Zwängen des Alltags, durch die Stadt streunten, lagen sie in ihrem Hotelbett und schliefen miteinander. Unheimliche Begegnungen mit dem Geschlecht der dritten Art, so hatten sie damals ihren Sex beschrieben, weil die Art, wie sie es miteinander trieben, und das anschließende Erlebnis des Orgasmus ihrer Meinung nach nicht von dieser Welt sein konnte.

„Alles in Ordnung, Sir?“, fragte der Kellner. Er war an Roberts Tisch stehen geblieben und lächelte ihn ungezwungen an.

„Alles in Ordnung, alles bestens, vielen Dank!“ Robert lächelte freundlich zurück.

Wie mag es im Leben dieses sympathischen Mannes wohl aussehen?, fragte er sich. Bestimmt hat er eine nette Familie und ist mit seinem Leben hier in Kalifornien, in Gottes eigenem Land, rundum glücklich und zufrieden. So wie er lächelt, wie er auftritt, wie begeistert er seinem Job nachgeht, erweckt er nicht den Eindruck, dass ihn existentielle Sorgen plagen.

Robert lehnte sich zurück und dachte: Innere Zufriedenheit ist es, die einen Menschen glücklich aussehen lässt.

Zufriedenheit? Erneut begann sie ihn zu quälen, die Frage, die ihn in den letzten beiden Jahren beinahe pausenlos beschäftigt hatte. Nachts lag er ihretwegen stundenlang wach und grübelte. War er endlich eingeschlafen, verursachten die Antworten vernichtende Alpträume, aus denen er schweißgebadet aufschreckte. *Warum? Warum musste gerade mir das passieren?*

Unmöglich, eine verlässliche Antwort darauf zu geben, wie oft er es in den letzten zwei Jahren auch versucht hatte. Dabei war die Antwort ganz simpel. Er hätte sich einfach niemals mit Andreas Bischof einlassen dürfen. Wenn er die Geschäftspartnerschaft gleich nach dem ersten Vertrauensbruch beendet hätte, wären seine Schulden nicht höher als zweihunderttausend Mark gewesen. Eine gewaltige Summe, doch zu dieser Zeit hätte er die Mittel noch aufbringen können. Was sich jedoch in den darauf folgenden drei Jahren an finanziellen Verpflichtungen aufgetürmt hatte, würde er in fünf Leben nicht zurückzahlen können!

Deswegen würde er heute den Schlussstrich ziehen. Heute galt es, seinen Plan, den er über ein Jahr lang vorbereitet hatte, in die Tat umzusetzen. Julia würde es schnell verkraften. Schließlich war sie es, die in den letzten Monaten konkret auf die Scheidung gedrängt hatte. Sie sei, hatte sie zuletzt immer häufiger betont, nervlich am Ende und nicht bereit, weiterhin mit dieser Situation zu leben.

Robert war sicher, mit den Mitteln aus seinen Lebensversicherungen konnten die Kinder und sie selbst endlich wieder

ein sorgloses Leben führen. Ein Leben, wie sie es verdienten. Zudem hatte seine Frau mit ihren Vorwürfen vollkommen Recht. Sie war schuldlos an dem wirtschaftlichen Desaster und dem zwangsläufig folgenden Zusammenbruch des Unternehmens, das er gemeinsam mit Bischof hatte aufbauen wollen. Viel zu lange hatte er ihre Warnungen ignoriert.

„Lass dich mit diesem Menschen nicht ein! Der hat doch überhaupt nicht deine Klasse, Robert. Bischof ist und bleibt ein Schwein, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis er dich genau so betrügt, wie er seine Frau, seine Kinder, seine Freunde und sich selbst betrügt.“

Robert saß tief in sich gekehrt. Sein Blick haftete auf dem bizarr schillernden Farbenspiel der Leuchtreklamen, vor denen die Menschen wie Schattenwesen wirkten. Alles war genau so eingetreten, wie Julia es vorhergesagt hatte. Statt seine Familie, die er über alles liebte, zu schützen, hatte er sie missbraucht. Fortwährend. In den letzten Monaten zog ihn die Verzweiflung manchmal so tief hinunter, dass er sich für seine Frau wünschte, sie wären sich niemals begegnet ...

1986. Er war mit Josy, seiner ehemaligen Partnerin, auf einer Silvesterfete. An diesem Abend stellte sie ihm ihre Bekannte Julia Herzog vor. Gleich beim ersten Blickkontakt fühlten sie sich wie magnetisch voneinander angezogen. Alle biochemischen Prozesse, die die Natur zur Paarung von Mann und Frau eingerichtet hat, kochten hoffnungslos über, so dass es schon Schmerzen verursachte. Der innere, beinahe animalische Zwang, mit dem anderen zusammen sein zu wollen, ließ sich nicht annähernd mit den gängigen Begriffen Liebe und Leidenschaft beschreiben. Es waren ekstatische Sinneserlebnisse, die in ihrer Tiefe und Intensität Rauschzuständen gleichkamen.

Robert krümmte sich auf seinem Platz, da ihn ein starker Seelenschmerz durchfuhr. Nichts und niemand hätte ihn damals von Julia fernhalten können. Mauern hätte er eingerissen, Ketten gesprengt und, wenn nötig, damit begonnen, die Alpen abzutragen, nur um ihre Nähe zu spüren.

Nein, sagte er sich energisch und richtete sich auf, auf keine Sekunde, die ich bis heute mit ihr erleben durfte, will ich verzichten. Ich kann weder meine noch Julias Vergangenheit ändern, aber es liegt in meiner Hand, die Zukunft anders zu gestalten.

Genau aus diesem Grund würde er in zwei Stunden auf das Wasser des Pazifischen Ozeans aufschlagen. Keine vier Sekunden, nachdem er von der Golden Gate Bridge gesprungen war. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit würde sein Körper zerschmettert werden und auf der Stelle tot sein. Er reihte sich damit in die Liste der mehr als siebenhundert Selbstmörder ein, die Jahr für Jahr neue traurige Kapitel in die Annalen des prachtvollen Bauwerks schrieben.

„Sir, Sir, ist alles in Ordnung mit Ihnen?“ Der Kellner schüttelte so heftig an Roberts Schulter, dass es ihn schmerzte.

„Ja ja, natürlich, es ist alles in Ordnung“, erschrocken fuhr Robert auf und strich mit beiden Händen durch sein kurz geschorenes schwarzes Haar, „ich bin nur etwas abgespannt, bringen Sie mir bitte noch ein Bier.“

„Kein Problem, Sir“, erwiderte der Kellner, „bin gleich mit einem kühlen Budweiser wieder bei Ihnen. Möchten Sie vielleicht auch noch ein Dessert?“

„Nein, danke.“

Du brauchst mir heute Abend nichts zu verkaufen, dachte Robert, während der Kellner das Geschirr abräumte. Ich werde dir sowieso ein ordentliches Trinkgeld geben.

Höflichkeit im Umgang mit Kunden, mit dem Gast im Restaurant – eine der vielen Kleinigkeiten, die ihm an den Amerikanern gut gefielen. Klar, da war viel aufgesetzte Freundlichkeit, weil es zum Geschäft gehörte. Hin und wieder, je nach Gast, dachte der Kellner sicher auch: Junge, du bist ein Riesenschloch, aber deine Alte ist ein Feger und sie hat Riesentitten, da würde ich gerne mal dran rummachen. Okay, das denken deutsche und französische Kellner auch. Aber dennoch, in Amerika läuft das Spiel nach anderen Grundregeln. Man zeigt

dem Gast: „Hey, ich bin gut drauf, mir geht's prächtig. Wie geht es dir und deiner Familie?“

Der Kellner ist deswegen gut drauf, ist nett zu dir und lacht mit deinen Kindern, weil er auf das Trinkgeld angewiesen ist. Denn ohne das angemessene „tip“ kann er seiner Familie nichts bieten. Kein ordentliches Auto fahren, seine Kinder auf keine anständige Schule schicken und, und, und.

Es ist absolut in Ordnung, überlegte Robert, wenn Kellner und Gast wissen, wie das Spiel läuft, und sich an die Regeln halten. Schließlich will man im Restaurant eine gute Zeit haben und sich nicht übers Personal ärgern. Viel zu oft, bei dem Gedanken musste Robert lachen, schmeckt den Leuten in Deutschland ihr Essen nicht, weil der Kellner nicht so funktioniert, wie sie es erwarten. Logisch, wir haben eben ein anderes System. Dienstleistung? Nein danke, kann ich selber viel besser!

Oft hatten Julia und er mit ihren Kindern darüber geredet, wie es wohl wäre, wenn sie in Amerika leben würden. Obwohl sie sich natürlich darüber im Klaren waren, dass Urlaubseindrücke nicht annähernd das wahre Leben in einem Land widerspiegeln. Aber die Lebensphilosophie der Menschen in diesem Land übte einfach eine große Anziehungskraft auf sie aus.

Hier ist es völlig normal, wenn du erfolgreich sein willst, und es ist ebenso normal, dass du den Leuten zeigst, wie erfolgreich du bist und was in dir steckt.

„Schaut mich an, Freunde! Ich hab's gepackt, ich habe eine Million Dollar mit meiner Idee gemacht.“

Jeder will wissen, wie du es geschafft hast, denn für die anderen ist dein Erfolg Ansporn, es nachzumachen oder noch besser zu machen.

Bei uns in Deutschland tut man sich schwer, offen und begeistert Anerkennung zu zeigen, geschweige denn ein Lob auszusprechen, dachte Robert. „Glück hat er gehabt und wenn ich wollte, könnte ich das auch ganz locker.“ Das sind die gängigen Redeweisen, wenn über jemanden gesprochen wird, der erfolgreich ist.

Irgendwann einmal interessierte Robert sich für die Frage, warum das so ist und wieso Deutsche so sind, wie sie sind: vielfach verklemmt, misstrauisch und meistens auf den Erfolg des anderen neidisch. Man traut sich selber und den anderen viel zu wenig zu. Deutsche sprechen nicht voller Stolz über den Glanz, den ein Aufsteiger ausstrahlt, nein, wir versuchen Fehler aufzudecken, Stellen an ihm zu finden, die bisher noch matt geblieben sind.

„Ihr Budweiser“, sagte der Kellner und stellte das Bier auf den Tisch. „Haben Sie sonst noch einen Wunsch, Sir?“

„Danke nein, im Moment nicht.“

Robert nahm das beschlagene Glas mit dem frisch gezapften, appetitlich aussehenden Bier in die Hand. Gleichzeitig dachte er darüber nach, dass es in diesem Land nicht sofort und in jedem Fall eine Schande wäre, als Firmengründer ein- oder mehrmals zu scheitern, weil man sich am Markt nicht gleich durchsetzen konnte. Wenn jemand, von dem man weiß, dass er gut ist, es im ersten oder zweiten Anlauf nicht schafft: „So what, try it again. Wir glauben an dich und deine Idee!“

Bei uns, verdrossen schüttelte Robert den Kopf, wirst du sehr schnell ausgegrenzt. Dir haftet ein Makel an, den du nie mehr loswirst. Und diese dämlichen Sprüche: „Siehst du, ich hab's dir doch gleich gesagt, hättest du auf mich gehört und besser die Finger davon gelassen! Ich bin mal gespannt, wie du da wieder rauskommen willst?“

Dir würde auch niemand mehr einen einzigen Pfennig geben, schließlich bist du ja ein Pleitier, ein Versager. Selbst wenn du das Mittel gefunden hättest, um Blinde sehend und Lahme gehend zu machen, nein, nein, du hast es einmal nicht geschafft, eine zweite Chance geben wir dir nicht.

Als der Kellner an seinem Tisch vorbeiging, winkte Robert kurz: „Würden Sie mir bitte die Rechnung bringen?“

„Klar, Sir, wird sofort erledigt.“

## 2.

Tief in einem Berg der Rocky Mountains, auf der Höhe der Grenze zwischen New Mexiko und Colorado, lag die geheimnisvolle Welt der Bruderschaft der Lebensweichenwächter. Der Rat, eine Gruppe aus sechs ehemaligen Lebensweichenwächtern, hatte sich heute hier zusammengefunden, um über die neuen Fälle von Selbstmord, die in den nächsten Stunden in verschiedenen Bundesstaaten der USA begangen würden, zu beraten.

Wie immer legte man bei der Auswahl strenge Maßstäbe an. Diejenigen, die ihre zweite Chance erhalten sollten, mussten nach den ethischen und moralischen Wertmaßstäben, die vom *Oberen* festgelegt waren, gelebt haben. Außerdem durfte der Selbstmord weder aus Gründen einer kriminellen Handlung noch wegen Krankheit begangen werden. In den meisten Fällen war man sich schnell einig. Vereinzelt kam es aber auch vor, dass die erforderliche Zweidrittelmehrheit nicht gefunden werden konnte, weil die Mitglieder des Rates die Wertmaßstäbe unterschiedlich auslegten. Man zog dann den Oberen hinzu, der eine Entscheidung herbeiführen musste.

Diesmal wurden aus den dreizehn vorliegenden Fällen vom Rat drei ausgewählt, die für eine zweite Chance in Frage kamen. In den beiden ersten Fällen war man sich sofort einig. Bei dem dritten Fall handelte es sich um einen fünfundvierzigjährigen Deutschen namens Robert Otis. Da die Zeit drängte, eine Entscheidung herbeizuführen, war der Obere zwischenzeitlich persönlich der Runde beigetreten. Er hörte den Ausführungen der Räte sehr aufmerksam zu.

„Ehrenwerte Brüder“, ergriff Fides zum wiederholten Mal das Wort. „Es ist unstreitig, dass Robert Otis eine unbefleckte Vergangenheit hat, aber wir dürfen nicht ignorieren, dass er –“

„Verzeiht mir, ehrenwerter Fides, wenn ich Euch unterbreche“, schnitt ihm Elias das Wort ab. „Bevor Ihr das zweifelsohne verwerfliche Tun von Robert Otis weiter ausführt, möchte ich Euch alle nochmals an zwei wesentliche Fakten erinnern, die ihn für eine zweite Chance geeignet erscheinen lassen: Robert Otis hatte nicht das Glück, in einer intakten Familie aufzuwachsen. Er musste vieles in seinem Leben durch bittere Erfahrungen lernen, weil ihm der hilfreiche Ratschlag eines Vaters oder einer Mutter nie zuteil wurde. Genau das waren auch die Gründe, warum er sehr oft, viel mehr als andere, in seinem bisherigen Leben kämpfen musste. Aber er hat stets mit fairen Mitteln gekämpft. Außerdem trägt er, wie wir alle wissen, liebe Brüder, die Erbinformation in sich, die ihn befähigt, selbst ein Wächter zu werden.“

„Seit wann wissen wir von diesem Umstand?“, fragte der Obere in die Runde.

„Robert Otis ist vor neun Tagen aus Deutschland angekommen. Kurz darauf haben wir das Signal erhalten“, sagte Elias.

„Das ist erstaunlich“, bemerkte der Obere und griff sich dabei nachdenklich an die Stirn. „War es nicht so geplant, dass durch die Erbschuld des Holocaust frühestens in fünfhundert Jahren wieder ein Deutscher die Erbinformation in sich tragen kann? Aber sagt mir doch, mein lieber Fides, was der Grund Eurer Zweifel ist.“

„Robert Otis hat sich 1993 mit einem Menschen eingelassen, der weder ethisch noch moralisch auch nur annähernd normalen Wertmaßstäben genügen würde. Unsere Gesetze lassen uns keinen Spielraum, da wir es in diesem Fall mit einer Kollektivschuld zu tun haben. Ich will es so formulieren: Robert wusste, dass das, was er tat, falsch war, aber er tat es trotzdem.“

„Sagt mir noch“, wandte sich der Obere erneut an die Runde, „wie verzweifelt war Robert Otis zum Schluss?“

Expectatio, der sich bisher zurückgehalten hatte, schaute seine Brüder der Reihe nach an und meinte: „Robert Otis ist ein Mensch, dessen Persönlichkeitsstruktur im Gegensatz zu vie-

len anderen, denen wir eine zweite Chance eröffnet haben, nicht labil, sondern äußerst stabil ist. Sicherlich hätte er es leichter haben können, wenn er die Weichen auf seinem Lebensweg anders genommen hätte. Aber er ist ein Mensch, der immer das, was er beginnt, zu Ende bringen will. Er ist *zutiefst* verzweifelt, aber nicht in erster Linie wegen sich selbst, sondern weil seine Frau und die Kinder durch sein alleiniges Verschulden unter dem geschäftlichen Zusammenbruch und unter den damit verbundenen wirtschaftlichen Folgen leiden müssen. Robert ist der festen Überzeugung, dass er mit seiner Selbsttötung seiner geliebten Familie ein neues, sorgenfreieres Leben ermöglicht.“

„Meine geschätzten Brüder“, ergriff der Obere wieder das Wort, „ich habe den Rat geschaffen und eingesetzt, damit nicht ich als Einzelner, sondern eine deutliche Mehrheit eine Entscheidung herbeiführt. Und so bitte ich Euch, dass Ihr nunmehr alle nochmals einige Minuten in Euch geht, um anschließend neu abzustimmen. Ich bin davon überzeugt, dass Ihr die richtige Entscheidung finden werdet.“

### 3.

Fünfundsechzig Meter freier Fall. Unten angekommen, ist das Wasser hart wie Beton. Damit war eins schon mal sonnenklar: Überleben konnte er das auf keinen Fall.

Er wusste, dass die Brücke seit ihrer Erbauung 1937 schon vielen Menschen einen *todsicheren* Tod beschert hatte. Bestimmt waren etliche aus genau denselben Gründen wie er gesprungen. Keiner von ihnen konnte es überlebt haben.

Aber bevor er abtrat, wollte er noch ein letztes Mal das Gefühl des „easy living“ verspüren und dieses Land der grenzenlosen Möglichkeiten mit allen Sinnen erleben. Freiheit schmecken, Weite sehen, Schönheit riechen, Ungezwungenheit hören, Träume fühlen ...

Vor zehn Tagen hatte er sich von Julia und den Kindern verabschiedet und sie gebeten, ihm etwas Zeit zu geben, damit er abschalten könnte, sie würden bald von ihm hören. Daraufhin war er zum Frankfurter Flughafen gefahren und mit der nächsten Maschine nach Los Angeles geflogen. Vorher hatte er bei Federal Express noch seinen Abschiedsbrief hinterlegt, in dem er Julia genau erklärte, was sie zu tun hatte. Die umfangreichen Dokumente sollten ihr am 15. Juli 2000, exakt um neun Uhr morgens, zugestellt werden. Zu diesem Zeitpunkt würden, zehntausend Kilometer von Deutschland entfernt, Polizei und Coast Guard wohl gerade versuchen, seine Leiche aus dem Wasser zu fischen. Zur zweifelsfreien Identifizierung hatte er sich einen wasserdichten Beutel auf die Brust geklebt, in dem alle nötigen Ausweispapiere enthalten waren.

„Ihre Rechnung, Sir!“

Mit diesen Worten holte ihn der Kellner ein weiteres Mal aus seiner Gedankenwelt. Zweiundvierzig Dollar dreißig Cent wies der Kassensbon aus. Robert legte sein letztes Geld, zwei Hundert-Dollar-Scheine, auf das Tablett.

Mit schwungvoller Eleganz griff der Kellner im Vorbeigehen danach. Verdutzt blickte er auf die beiden Scheine und meinte: „Sir, das ist einer zu viel!“

„Es ist okay“, rief Robert ihm nach, „der Rest ist für Sie!“

„Wow!“ John – sein Name stand auf dem kleinen Schild an seinem Hemd – drehte sich auf dem Absatz um, zwinkerte Robert zu und meinte: „Haben Sie heute schon einen Abstecker nach Vegas gemacht, Sir? Den Jungs da oben mal gezeigt, wie man den Jackpot knackt?“

„Nein, nein, ist schon in Ordnung, John, Sie haben heute Abend einfach einen guten Job gemacht, und ich möchte mich bei Ihnen besonders erkenntlich zeigen.“

Aber Roberts Gesichtsausdruck war leer, so als hätte er die Gewissheit, es ist vorbei, es gibt keinen Ausweg mehr. Seine Augen drückten eher Trauer als Geberlaune aus.

Das Ritual hätte in diesem Moment darin bestanden, dem Kellner zu zeigen: „Hey, Bruder, mir geht es riesig, ich bin gut

drauf! Deshalb soll es dir auch gut gehen. Erzähl deinen Leuten: Ich habe heute einen absolut coolen Typen bedient. Der Bursche hat mir sage und schreibe hundertsiebenundfünfzig Dollar ‚tip‘ aufs Tablett gelegt.“

„Sir, geht es Ihnen gut? Soll ich Ihnen ein Glas Wasser bringen oder brauchen Sie sonst irgendetwas?“

„Vielen Dank!“ Jetzt lächelte Robert den Kellner an. Alles im grünen Bereich, sagte sein Lächeln, entspann dich, Junge, die hundertsiebenundfünfzig Dollar waren kein dummer Scherz. Sie gehören dir.

John atmete erleichtert durch.

„Es ist alles in Ordnung“, sagte Robert, „ich muss jetzt los. Wünsche Ihnen noch einen schönen Abend, John.“

„Das wünsche ich Ihnen auch, Sir, und nochmals vielen Dank für das großzügige Trinkgeld.“

Es war genau zweiundzwanzig Uhr dreißig, als Robert das Restaurant verließ. Er atmete die warme, vom Wasser herüberwehende Seebrise tief in seine Lungen ein und trat entschlossen den Weg in Richtung Golden Gate Bridge an.

#### 4.

Vor dreißig Minuten war Benedikt zu seiner Mission nach Denver, Colorado, aufgebrochen. Salem, dem ältesten der vierzig Lebensweichenwächter, war erst vor zehn Minuten seine Mission übertragen worden, weil dem Rat in diesem Fall die Entscheidung sehr schwer gefallen war.

Der Ruheraum, in dem Salem sich nun, zusammen mit einem weiteren Wächter, auf seine Mission vorbereitete, sah aus wie eine Halbkugel. Darin waren kleine Nischen eingelassen, die man als Sitz und Liegestätte nutzen konnte. Ein sanftes, bläuliches Licht schimmerte aus den Mineralien der grob gehauenen Wände und beleuchtete den Raum stimmungsvoll. Angefangen hatte die Bruderschaft 1607 zu Beginn der Kolo-